

Zeitschrift: Das Schweizerische Rote Kreuz
Herausgeber: Schweizerisches Rotes Kreuz
Band: 66 (1957)
Heft: 3

Artikel: Einiges über die Erziehung
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-975648>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

EINIGES ÜBER DIE ERZIEHUNG

Die Kinder sind die Lasttiere, denen die vorhergehende Generation alle Ichhaftigkeit aufbürdet, mit der sie selbst nicht fertig werden konnte. Unter unsichtbaren Leiden, die kein Mensch zu ermessen vermag, werden die Erben gezwungen, die Schuldenlast ihrer Väter zu übernehmen.

Fritz Künkel.

Der Wunsch, nach den grossen Anstrengungen der Ungarnhilfe einige Tage auszuspannen, führt uns in ein kleines Berghotel. Am Nachbartisch nimmt eine Frau mit ihrem achtjährigen Jungen die Mahlzeiten ein, die sich für Mutter und Kind recht mühsam abwickeln, da die Mutter ständig nörgelt und zurechtweist, der Junge aber von Mahlzeit zu Mahlzeit ungezogener wird. Da es tagelang schneit, haben die andern Gäste Musse, der gereizten und hilflosen Mutter Ratschläge zu erteilen, die nach allen Richtungen zielen und die Mutter noch mehr verwirren. Der eine sagt, sie sei zu streng, der andere sie sei zu nachgiebig. Der dritte: lasst doch den Buben machen! Er wird sich dann schon selbst erziehen. Die Mutter murmelt von schlechtem Erbgut aus der Familie des Vaters, da nütze eben alle Erziehung nichts.

Auf einer Wanderung durch den stillen, tief verschneiten Wald suchen wir uns einiges in Erinnerung zu rufen, was uns Prof. Dr. Richard Herbertz kürzlich in einer Vorlesung an der Universität Bern bei *Begründung der Psychologie in einer Charakterkunde* über die Erziehung der Kinder gesagt hat, auf die so viele Eltern schlecht vorbereitet sind, weil die Erziehung anderer die Selbsterziehung voraussetzt. Den Darlegungen von Prof. Herbertz lagen unter anderem die «Charakterkunde» von Fritz Künkel, Verlag von S. Hirzel in Leipzig, zugrunde.

Vor allem: Ist die Erbanlage so ausschlaggebend, dass Erziehung nichts nützt, oder ist es allein die Erziehung, die den Charakter des Menschen formt und bestimmt? Die Anlagetheoretiker sagen: der Mensch wird das, wozu er veranlagt ist, die beste Erziehung kann seine Anlage nicht ändern. Der Milieutheoretiker behauptet: die Anlage kann sein wie sie ist, wenn der Mensch in das richtige Milieu kommt, wird er gut.

Beides ist falsch. Je gründlicher man sich in die Charakterkunde vertieft, um so deutlicher erkennt man, dass alle Charakterzüge, auch wenn sie schon in frühester Kindheit hervortreten, immer doppelseitig bedingt sind. Sie gehen nicht selbstständig oder geradlinig aus der Erbmasse hervor, aber sie werden auch nicht eindeutig durch die Umgebung bestimmt, sondern es handelt sich um Wechselwirkungen zartester Art. *Was der Mensch wird, ist ein*

kompliziertes Zusammenspiel von Anlage- und Umweltfaktoren. Zu den Umweltfaktoren gehört auch die Erziehung.

Welches ist das Ziel der Erziehung? Prof. Herbertz sieht das Ziel jeder Erziehung darin, *im Zögling die Fähigkeit zur Erfüllung seiner inneren Bestimmung zu schaffen.* Wahre Erziehung setzt beim Erzieher immer einen gewissen Glauben voraus, den man sehr wohl einen religiösen Glauben nennen darf, nämlich den, dass jedes Kind eine innere Bestimmung hat im Sinne Rückerts: In jedem Menschen lebt ein Bild, des was er werden soll: die innere Bestimmung.

Man kann nun in der Erziehung sein Ziel erreichen, oder man kann es nicht erreichen. Wann erreicht die Erziehung ihr Ziel, wann erreicht sie es nicht?

Erstens hängt das ab vom Vorhandensein oder Fehlen der Selbsterziehungstendenz im Kinde, zweitens von der richtigen Leitung und Führung des Kindes durch den Erzieher. Beides muss vorhanden sein, ineinander greifen und ineinander wirken.

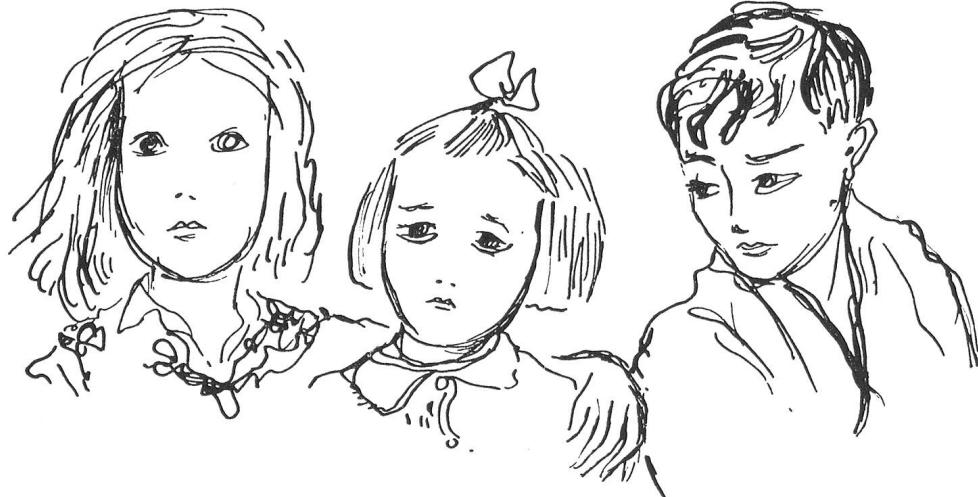
Es hat von jeher in Theorie und Praxis der Erziehung Einseitigkeiten gegeben. Zum Beispiel bei Rousseau: Alles ist gut, was aus den Händen des Schöpfers kommt, alles missrat in den Händen des Menschen. Wer Rousseau folgt, wird in der Erziehung das Kind sich selbst überlassen. Er wird seine Hände vom Kinde wegnehmen. Die andere Einseitigkeit fällt in das entgegengesetzte Extrem. Sie nimmt an, dass das Kind von Natur aus bös sei; die angeborenen Eigenschaften aller Kinder seien schlecht, und nur durch die Erziehung können sie gebessert werden. Eine angeborene Selbsterziehungstendenz wird von diesen Erziehern abgelehnt. Sie sind der Meinung, man dürfe dem Kind in der Erziehung nichts, aber rein nichts selbst überlassen; auch im Spiel müsse Disziplin walten. Eine solche Erziehung wird zur Dressur, und in solchen Familien geht es zu wie in einer Strafanstalt.

Beides, Erziehung nur vom Erzieher aus und Erziehung nur vom Kind aus, ist falsch. Wo auf jede planmässige Führung verzichtet wird, macht man aus dem Kind einen lebensuntüchtigen Menschen, der später den Forderungen der Gemeinschaft als asozialer Mensch hilflos gegenübersteht. Wo aber anderseits ein Kind innerlich vergewaltigt wird,

führt dieser ständige Zwang zu einer Schwächung der jungen Persönlichkeit, zu einer charakterlichen Verweichlichung, die sich nicht mehr wieder gutmachen lässt.

Die Kunst des Erziehers besteht in der jedem Kind angepassten Form der Erziehung, doch immer in der Vereinigung der Erziehung vom Erzieher her mit der Erziehung vom Kinde her.

nennt man es ein artiges, folgsames Kind. Damit ist es aber nicht erzogen; denn es handelt nach einem fremden Willen. *Wahre Erziehung ist nur da, wo der fremdbezogene Wille vom eigenen Willen abgelöst wird.* Hier besteht die Konfliktsituation: «ich möchte gern, aber *ich will nicht, weil das nicht richtig wäre.*» Der eigene sittliche Wille und die Einsicht stehen dem «ich möchte gern» gegenüber.



Der Weg zur *innern Selbständigkeit* führt über die *Identifikation*. Wenn ein Erzieher das Kind zur Selbständigkeit erziehen will, muss er wissen, was unter der sogenannten Identifikation zu verstehen ist.

Das Kind ist in ganz bestimmter Weise mit den Eltern verbunden, wobei zwei verschiedene Gefühlsmöglichkeiten bestehen. Erstens einmal besteht für das Kind die Möglichkeit, sich an den geliebten Vater, an die geliebte Mutter hinzugeben und eines von beiden zum Objekt seiner kindlichen Liebe zu machen. Dies nennt man Objektbesetzung. Für das ganz kleine Kind ist es das Nächstliegende, dass es sein ganzes zärtliches Kinderherz der Mutter zuwendet.

Die zweite Gefühlsmöglichkeit, mit der sich das Kind an die Eltern bindet, ist die Identifikation. Das Kind hat ein besonderes Interesse für den Vater oder für die Mutter. Was dieser Elternteil tut, interessiert das Kind mehr, als was alle andern tun. Aus diesem auf einen Elternteil gerichteten Interesse wächst nach und nach das *Vorbild*. Es kommt nun alles darauf an, ob dem heranwachsenden Kind dieser Identifikationsprozess mit einem Elternteil gelingt oder nicht; denn das Kind soll die Autorität der Eltern, die ihm in ihrem Gemüt von aussen her entgegengetreten sind, *in den eigenen Willen, in das eigene Ich aufnehmen*.

Sehen wir uns diese Forderung noch näher an! Ursprünglich besteht beim Kind der Konflikt zwischen dem «ich möchte gern» und dem «ich soll aber nicht, weil die Eltern es verbieten». Wenn das Kind in diesem Konflikt dem Willen des Erziehers folgt,

Des Kindes eigenes Gewissen und sein eigener Verstand befehlen ihm, dieser oder jener Versuchung zu widerstehen. Ein wirklich erzogenes Kind hört von einem bestimmten Alter an den Vater ruhig an, urteilt dann aber selbst, und keine Befehle des Vaters können etwas erreichen, wo ihm sein eigenes Gewissen etwas verbietet. *Das ist die Ueberführung der Fremderziehung auf die Selbsterziehung.*

Ein zweites, nicht minder wichtiges Ziel der Erziehung ist die *Ueberwindung der Ichhaftigkeit und Führung zur Wirhaftigkeit (Sachlichkeit)*, dem Fritz Künkel eine hervorragende Wichtigkeit zusmisst und in der er die wichtigste Aufgabe der kommenden Geschlechter sieht. Er fürchtet, dass diese die Ichhaftigkeit noch Jahrtausende abbauen werden müssen. Vorläufig sind die Eltern noch nirgends vollkommene Menschen, und es gibt deshalb kein schmerzloses Heranwachsen der Kinder.

Das Leiden des Kindes ist unvermeidlich. Und ebenso ist es unvermeidlich, dass das Kind sich gegen sein Leiden zu schützen sucht. So entsteht im Kind das Zurückweichen, das Zweckwerden der Mittel und damit die Ichhaftigkeit samt ihren Dresaten, ihrem Minderwertigkeitsgefühl und ihrem Geltungsbedürfnis.

Fritz Künkel ist überzeugt, dass das Wichtigste, was es im Schicksal des einzelnen und im Schicksal der Völker überhaupt geben kann, nämlich den Grad der Ichhaftigkeit, nicht von vornherein determiniert, also festgelegt ist, sondern einer geschichtlichen Entwicklung tragischen Stils unterliege. Das neugeborene Kind ist nicht ichhaft, aber es bringt die Bereitschaft dazu erbmässig mit. Seine Ich-

haftigkeit entsteht erst nach dem Wirbruch als Anpassung an die Ichhaftigkeit seiner Umgebung; sie wird nach Form und Inhalt durch die Wechselwirkung zwischen Kind und Umwelt bedingt, übersteigert sich schliesslich in schweren Konflikten und bricht früher oder später ganz oder teilweise in den Krisen der Charakterreifung zusammen. Darum können die Typen der Ichhaftigkeit nicht nur in allen denkbaren Mischungen auftreten, sondern auch im Verlaufe der Jahre wechseln, teilweise verschwinden und wieder zur Geltung kommen. In der Mehrzahl der Fälle bleiben sie freilich durch mehrere Jahrzehnte hin unverändert.

Je ichhafter der Erzieher ist, desto stärker zwingt er seinen Zögling in die Ichhaftigkeit hinein. Und zwar nimmt die Ichhaftigkeit des Zöglings diejenige Form an, die ihn am besten gegen den Erzieher schützt. Würde der Erzieher von seinem Ich freikommen und zu einer sachlichen Haltung übergehen, so würde das Kind ebenfalls seine Haltung ändern und sein Ich aufgeben müssen. Das Zusammenleben beider stellt also eine ununterbrochene Forderung des Lebens nach Abbau der beidseitigen Ichhaftigkeit dar.

Künkel nimmt eine grundlegende charakterliche, hin und her pendelnde Polarität zwischen Ichhaftigkeit und Wirhaftigkeit an. Weit davon entfernt anzuerkennen, was Schopenhauer gelehrt hat, dass der Charakter des Menschen unveränderlich sei, sagt Künkel im Gegenteil: *Der Charakter kann geändert werden, er kann erzogen werden, er kann von der natürlichen Ichhaftigkeit zur Wirhaftigkeit gebracht werden. Das ist das Ziel der Erziehung.*

Worin besteht der Unterschied zwischen Ichhaftigkeit und Wirhaftigkeit? Künkel erklärt ihn ungefähr wie folgt:

Stellen wir uns vor, dass ein alter Mann auf der Strasse hingefallen ist und dass ein junger herbeieilt, um ihm zu helfen. Entweder ist der Zweck des jungen Mannes, dass dem Verunglückten geholfen werde, oder aber, dass sich der Helfer durch eine gute Tat ein Verdienst erwerbe. Ueberwiegt der erste Zweck, so nennen wir die Funktion des Handelnden wirhaft oder sachlich, überwiegt der zweite, so nennen wir sie ichhaft oder unsachlich.

Es ist nun so, dass solche Hilfeleistungen nie einzige und allein aus nur ichhaften Absichten geleistet werden. Kein Mensch ist in seinem Charakter und damit in seinen Beweggründen und Absichten nur wirhaft oder nur ichhaft. Und hier liegt der Schwerpunkt aller Erziehung überhaupt. Ein guter Erzieher kann in jedem Kind an das Wirhafte anknüpfen. Eine Handlung geschieht aus wesentlich ichhaften oder aus wesentlich wirhaften Gründen, nie aber ausschliesslich aus dem einen oder andern Motiv allein. Ein kluger Erzieher kann schon sehr, sehr früh ein Kind zum wirhaften Charakter erziehen.

Wie wird die Ichhaftigkeit gefördert? Ein Beispiel: Ein Kind von etwa zwei Jahren baut einen

Turm. Die Mutter kommt dazu und freut sich über das Bauwerk. Das Kind freut sich wieder über die Freude der Mutter und sucht seinen Bauklötzen immer neue Wirkungen abzugewinnen. Die Mutter aber begnügt sich nicht mit ihrer Freude. Sie lobt, und zwar lobt sie nicht den Turm, sondern das Kind. Auch das Lob spornt den Eifer des Kindes an, indessen ändert sich nun der Zweck seiner Bemühungen. Es will zwar auch jetzt noch ein schönes Gebäude ausführen, aber nicht mehr sachlich, um des Gebäudes willen, sondern ichhaft, um des mütterlichen Lobes willen. Es arbeitet nicht mehr im Dienste der Sache, sondern im Dienste seiner Ich-Erhöhung. Das ist falsch. *Für die Mutter erweist es sich demnach als sachlich richtig, die Leistung des Kindes zu loben, aber als verderblich, nur das Kind selbst zu loben.*

Noch deutlicher ergibt sich das gleiche, wenn es sich ums Tadeln handelt. Nehmen wir an, der Turm falle um. Wie verhält sich das Kind zu dieser negativen Erfahrung? Ist es noch sachlich eingestellt, so wird es an seinem Ziele festhalten und seine Mittel zu verbessern suchen. Es fängt von neuem an zu bauen. Dann gelingt der Turmbau, die negative Erfahrung wird positiv, das drohende negative Erlebnis ist vermieden und durch ein positives ersetzt worden. Das Kind hat in seiner Entwicklung einen Schritt vorwärts gemacht.

Je stärker aber das Kind schon in die ichhafte Einstellung hineingeraten ist, um so früher wird es auf die wiederholten Misserfolge beim Bauen mit Zorn oder Tränen antworten. Dann aber würde das negative Erlebnis Tatsache werden, und die Mutter würde sich gezwungen sehen, einzugreifen.

Nehmen wir aber zunächst an, das Kind sei beim dritten oder vierten Versuch noch nicht zornig, sondern nur einfach traurig, und es fange an zu weinen. Und nehmen wir weiter an, die Mutter setze sich freundlich zu ihm auf die Erde, um ihm zu helfen. — Was lernt das Kind aus diesem Vorgang?

Das Kind lernt, dass Erwachsene mehr können als Kinder (das ist diejenige negative Erfahrung, die später den Inhalt des Minderwertigkeitsgefühls bildet). Und es lernt ferner, dass man als Kind nicht imstande ist, einen Turm zu bauen (das ist das negative Erlebnis, das das Minderwertigkeitsgefühl in seiner Form bedingt). Man wird also nie wieder versuchen, sich an eine so schwere Aufgabe wie einen Turmbau heranzuwagen. (Das ist das Dressat «ich kann nicht», von dem das Kind für lange Zeit nicht mehr loskommen wird.) Drittens aber lernt es noch: Wenn man ganz ausserordentlich traurig ist, kommt ein Erwachsener und erfüllt einem den Wunsch, den man sich nicht selbst erfüllen kann. Wenn das Kind am nächsten Tage wieder mit seinen Bauklötzen spielt, wird es, um den fertigen Bau zu erreichen, dasjenige Mittel anwenden, das sich als zweckentsprechend erwiesen hat, es wird nicht Bauklötze aufeinanderschichten, sondern jämmerlich weinen.



Je öfter die Mutter das Mitleid walten lässt, um so ausschliesslicher drängt sie ihr Kind in jene Dressate, jenes Minderwertigkeitsgefühl und jenes Geltungsstreben hinein. Es wird sich später nie anders zu helfen wissen als dadurch, dass es leidet und klagt, bis ein anderer kommt und ihm dient.

Es ist die Unsachlichkeit, die Ichhaftigkeit der Mutter, die sie veranlasst, dem Kinde die Leistungen abzunehmen, anstatt es den Weg zur Leistung auf eigene Faust finden zu lassen.

Ist die Ichhaftigkeit der Mutter anders geartet, so glaubt sie vielleicht, dem Kinde mit strenger Belehrung zu helfen. Dann lernt das Kind zunächst das gleiche wie im vorigen Falle, nur weit krasser: «Die Erwachsenen können alles, und die Kinder können nichts. Darum muss man alles tun, was die Mutter verlangt. Man muss die Bausteine so und so übereinanderlegen, weil die Mutter es so haben will». Es sind nicht mehr die unerschöpflichen Geheimnisse des Materials, denen das Kind nachspürt, sondern es ist die mütterliche Gesetzgebung, der man gehorcht. Oder: «So macht man es und nicht anders, sonst ist man dumm»; oder «sonst ist man kein artiges Kind»; oder «sonst hat dich die Mutter nicht lieb.»

Man stelle sich vor, was aus dem Kinde werden soll, wenn die Mutter bewusst oder unbewusst ein solches Verhalten zur Richtlinie ihrer Erziehung macht. Alles Spiel muss ersterben. Alles, was man noch tut, tut man nicht mehr aus der schöpferischen Fülle des Kind-Erlebens heraus, sondern nur, weil die Mutter sagt, dass man es tun soll. Was noch übrigbleibt, ist ein gehorsamer, willenloser Sklave.

Das Kind ist entmutigt, ist ichhaft und erlebnisunfähig geworden.

Je mehr in den Erziehern die wirhafte Einstellung vorherrscht, um so wirhafter müssen auch die Kinder sich entwickeln; und wo die Kinder sehr ichhaft geraten, werden sie zu einem Spiegel, in

dem die Erzieher ihre eigene Schwäche erkennen sollten.

Wer diesen Zusammenhängen nachgeht, muss sich fragen, ob er denn noch ein Recht habe, seine eigenen oder gar fremde Kinder zu erziehen. Aber die Frage ist müsigg. Denn wer soll erziehen, wenn nicht wir? Sind wir nicht alle ichhaft? Und wenn einer ein Heiliger wäre, könnte er seine Zöglinge doch nicht vor der Ichhaftigkeit bewahren, denn irgendeine Tante, ein Grossvater oder ein Dienstmädchen würde dafür sorgen, dass das Schicksal der Kinder sich vollzieht. Wir müssen alle durch ichhafte Wirren hindurch, um aus der unbewussten Klarheit des Kindes zur bewussten Klarheit des reifen Menschen zu gelangen. Wir dürfen also nicht fragen, wie wir die Kinder vor diesem Uebel bewahren, sondern wir müssen fragen, wie wir den Weg durch das Uebel so fruchtbar wie möglich gestalten. Und die Antwort lautet: indem wir trachten, den Mut der Kinder nicht zu brechen, sondern durch Sachlichkeit und Wirhaftigkeit so weit wie möglich zu retten.

Kritisieren wir nie das Kind, sondern immer nur die Leistung. Sagen wir nie: «Du bist dumm», sondern: «du bist klug, aber hier hast du seltsamerweise eine Dummheit gemacht.» Und auch wenn man meint, schelten zu müssen, lasse man das Kind stets fühlen, dass man bei klarer Einsicht in seine Fehler und bei ruhiger Ablehnung seiner augenblicklichen Unart mit warmer Liebe doch unerschütterlich zu ihm hält und an seinen Wert glaubt.

Vergessen wir nie, dass wir das Kind zur Selbstständigkeit, zur eigenen Verantwortlichkeit führen wollen. Es gibt dazu nur ein Mittel, das helfen kann. Das aber ist den Eltern und auch vielen Erziehern fast ausnahmslos so zuwider, dass sie es nicht anwenden mögen. Es ist die Stärkung des kindlichen Mutes und die Verselbständigung der kindlichen Persönlichkeit durch ihre volle Anerkennung von seiten der Erwachsenen. Aber dem Vater ist die Freude verdorben, wenn er nicht mehr kommandieren kann, und der Mutter blutet das Herz, wenn sie nichts mehr zu sorgen, zu behüten und zu kritisieren hat. Beide haben dann einen Untertan weniger. *Das Kind gehört aber dem Leben und nicht den Eltern.*

Man stelle das Kind in eine möglichst sachliche Umgebung, in ein lebendiges Wir, und mitten herein in sachliche Aufgaben, denen es gewachsen ist. Ist es drei Jahre alt, so wird es die Entdeckung machen, dass es sich allein ausziehen kann. Ist es sechs Jahre alt, so lernt es allein auf der Strassenbahn fahren. Ist es zwölf Jahre alt, so kann es wandern gehen.

Man mische sich so wenig wie möglich ein, auch wenn Fehler gemacht werden. Denn nur durch seine negativen Erfahrungen kommt das Kind zu positiven Erlebnissen. Ein Junge, der in sechs Wochen nach zwanzig verfehlten Versuchen ein Haustelephon zustande bringt, durch das man ab und zu ein halbes Wort verstehen kann, wird dreissig

Jahre später vielleicht ein Edison oder Marconi sein. Ein Junge aber, der unter der Kontrolle und Anleitung seines Vaters in drei Tagen ein tadelloses Telephon herstellt, hat bestenfalls Aussicht, ein gewissenhafter Techniker zu werden, der die Entwürfe jenes Edison oder Marconi dienstbeflissen ausführt.

Je ichhafter der Mensch ist, um so geringer ist seine Anpassungsfähigkeit, Wachstumsfähigkeit und Erlebensfähigkeit, und das heisst, um so mehr gleicht er einem toten Gegenstand, einem Nur-Objekt. Je ichhafter ein Mensch ist, um so reizbarer ist er. Ein sehr reizbarer Mensch verträgt sich aber schlecht mit seiner Umgebung. Er ist leicht beleidigt und meist auch anspruchsvoll oder klageselig. Man meidet ihn, und der Kreis seiner Freunde wird immer kleiner.

Je wirhafter ein Mensch ist, um so weniger kann ihn ein Misserfolg kränken, ein Gelingen stolz machen. Die Feinfühligkeit aber, die Einsicht in das Wesen der Welt und die freie Verfügung über

Mittel und Ziele wächst von Jahr zu Jahr. Das Ich steht im Dienste des Wir.

Aus allen Zusammenhängen erkennen wir, dass die Ichhaftigkeit keineswegs die Privatsache dessen ist, der an ihr leidet, sondern dass sie mit tausend Fasern verflochten ist in das grosse Gewebe der kulturellen Unlebendigkeit, die auf uns allen lastet. Die Wirhaftigkeit kann deshalb nicht mehr nur auf die Selbstentfaltung einer Familie, einer Stadt oder eines Landes beschränkt bleiben. Wirkliche Wirhaftigkeit (Sachlichkeit) ist das Interesse an der Erhaltung und Entfaltung der Menschheit als Ganzes. Die Ichhaftigkeit eines Volkes ist genau so lebenswidrig und darum krankhaft wie die Ichhaftigkeit des Einzelmenschen. Das «Wir», in das wir hineinwachsen müssen, ist das Menschlichkeits-Wir.

Wir müssen indessen erst die Ichhaftigkeit im Einzelmenschen überwinden, ehe wir hoffen können, das Wir der Menschheit zu schaffen.

ZU EINER DICHTUNG VON GERTRUD VON LE FORT

Noch heute sind die bretonischen Lieder süß und traurig. Noch heute ist kein Volk so fromm und kein Volk so abergläubisch wie die Bewohner der sturmumwehten, zerklüfteten Bretagne. Tausend Legenden, Märchen, Sagen und Mythen leben in den rauchgeschwärzten Häusern und Fischerhütten, die Kapellen unzähliger Heiliger trösten von den Klippen, und Brunnen, Wälder und keltisches Opfergestein sind von übernatürlichen Wesen belebt und bevölkert. Uralte heidnische Bräuche und Aberglauben haben sich mit einem kindlich-schlichten christlichen Glauben zu einem dichten mystischen Gewebe verdichtet. Und diese für das bretonische Land so eigentümliche Verflechtung archaisch-heidnischen Gedankenguts mit christlichen Lehren geben der Prosadichtung «Das Gericht des Meeres» von Gertrud von Le Fort (erschienen im Insel-Verlag) den eigenartigen Hintergrund.

Obwohl aus der Dichtung nicht unmittelbar hervorgehend, liegt ihr wohl die folgende geschichtliche Tatsache zugrunde:

Im zehnten und elften Jahrhundert fielen entweder englische Fürsten über französische Fürstentümer her und brachten sie unter ihre Macht, oder die Normandie, deren Herzog unter den andern französischen Herzog- oder Fürstentümern am raschesten an Macht gewann, unterwarf England ihrer Autorität. So brach auch der Normanne Wilhelm der Eroberer nach England auf; am Weihnachtstag des Jahres 1066, nach grosser Metzelung,

wurde er zum König von England gekrönt. Einer seiner Söhne wurde König der Normandie, ein anderer König von England. Nun begann eine jahrhundertlange Bruderfehde zwischen den Königen von England und ihren Verwandten in den französischen Vasallenländern auf französischer Erde. So war es auch Ende des zwölften und anfangs des dreizehnten Jahrhunderts, als der vierte Sohn Heinrichs des Zweiten, Johann, nach dem Tod seiner beiden älteren Brüder Heinrich III und Richard Löwenherz und in Nichtachtung der Nachfolgerechte seines jungen Neffen Artur, des Herzogs von der Bretagne, Sohn des gestorbenen dritten Sohnes Heinrichs des Zweiten, Gottfried von der Bretagne, den englischen Thron bestieg. Als der junge Herzog Artur, damals zwischen vierzehn und fünfzehn Jahre alt, seine Ansprüche auf den englischen Thron geltend machte, fiel König Johann sengend und brennend über die Bretagne und Normandie her, nahm den Neffen gefangen und ermordete ihn kurz darauf in Rouen mit eigener Hand, da sich kein anderer für solch grauenvolle Tat herzugeben bereit fand.

Da Artur Vasalle des Königs Philippe-Auguste von Frankreich war, verlieh diesem die Ermordung des jungen Herzogs auf Frankreichs Erde das Richterrecht. Er erklärte König Johann des Bruches der Lehenstreue und des Verrates schuldig, weil er den Sohn seines älteren Bruders, der als Herzog von der Bretagne Vasall der Krone Frankreichs war, er-